

20. Kapitel

... in dem Micha und Xarabu einige Freundschaften schließen, sich auf den Weg in eine geheimnisvolle Stadt machen und dabei eine schrecklich endende Begegnung haben.

Der junge Mann, dessen schwarze Haare wie kleine Fähnchen im Wind flatterten, sah sie schweigend an. Xarabu und Micha wichen erschrocken ein paar Schritte zurück, als sie den ungebetenen Gast gewahr wurden. Doch nachdem sie bemerkten, dass der Fremdling anscheinend keinerlei feindliche Absichten hegte, sondern ruhig abwartete, wich der erste Schreck schnell von ihnen. Sie betrachteten den Mann mit Neugierde.

Er war von stämmiger Statur und ließ wie zur Betonung seine kräftigen Arme leicht angewinkelt beiderseits des Körpers herabhängen. Ein farbenfrohes Gewand bedeckte ihn bis kurz oberhalb der Knie, bestückt mit einer Vielzahl kleiner bunter Federn. Über die Schultern hatte er einen braunen Umhang geworfen, dem der Wind die Form von Flügeln gab. Ein mit zwei langen Federn geschmücktes Stirnband zierte die hohe Stirn und gab zwei langen Zöpfen, die seitwärts über die Schultern bis auf die Brust hinab fielen, den Halt. Ein leichtes Zittern der weit geschwungenen Nasenflügel verriet, dass auch der junge Mann sich nicht ganz sicher war, ob nicht doch irgendwoher Gefahr drohte. Doch dann begann er mit ruhiger Stimme zu sprechen.

»Wer seid ihr?«, fragte er, ohne dabei bedrohliche Haltung einzunehmen.

»Wir sind Fremde aus einem fernen Land und nur durch einen unglücklichen Zufall in diese Gegend geraten«, antwortete Xarabu zurückhaltend.

»Viele sind hier aus fernen Ländern, die vorgeben, das Schicksal habe sie an unsere Ufer gespült. Seid ihr welche von jenen, die nun ihrerseits die Aufgabe des Schicksal Spielens übernommen haben?«

»Nein, wir haben uns wirklich verirrt«, erwiderte Xarabu und sagte damit nicht einmal die Unwahrheit.

»In dieser Zeit fällt es schwer, den Fremden Glauben zu schenken. Denn es gehört zu ihren Geschäften, ihren Missbrauch mit dem entgegengebrachten Vertrauen zu treiben. Doch ihr seht in der Tat anders aus und benehmt euch auch anders«, sagte der junge Mann, ließ dabei seinen Blick erst auf dem Alten, dann auf Micha ruhen, bevor er fortfuhr: »Ich werde euch sagen, wer ich bin. Doch ich erwarte keineswegs die Gegenleistung eurer Offenbarung. Mein Name ist Cocomachai Huallpa. Ich bin der Sohn des großen Kaziken Tupac Caramarca.«

Als er geendet hatte, sahen Micha und Xarabu sich an. Also hatte der Alte wohl doch Recht, wenn er annahm, dass sie sich im Reich der Inkas befanden, denn als Kaziken wurden gewöhnlich ja die Häuptlinge dieses Volkes bezeichnet.

Xarabu verneigte sich, wie Micha fand, ein wenig theatralisch und stellte sich vor: »Mein Name ist Xarabu und dies hier ist mein kleiner Freund Micha.« Dabei wies er auf den Jungen an seiner Seite.

»Was ist eure Bestimmung?«, fragte auf einmal der Kazikensohn und blickte Xarabu fest in die Augen. Dieser kratzte sich bei der merkwürdigen Frage am Kopf und verzog die Mundwinkel. Wie sollte er wissen, was ihre Bestimmung war, wenn sie doch ziemlich haltlos durch die Zeit irrten. Aber das glaubte er, dem jungen Mann nicht erklären zu können. So meinte er nur: »Wer weiß die schon?«

»Ich«, antwortete Cocomachai mit einer Direktheit, die die beiden Freunde verblüffte.

»Ich bin der Sohn des Sohnes der Sonne und lerne, das Wesen der Menschen zu begreifen. Mein Lehrmeister ist die

Natur, denn sie gibt mir die Antworten auf die Fragen, die ich stelle. Den Weg zu meinen Fragen weist mir Viracocha, unser Gott, unser Schöpfer. Ich bin der Sohn des Kaziken und werde meinem Vater folgen, um das große Volk der Inkas zu retten«, fuhr er fort.

»Wovor?«, fragte Micha, der interessiert zugehört hatte.

»Vor dem sicheren Untergang. Die Langbüchsen mit ihren schwarzen Helmen, ihren Rüstungen und Lanzen bringen den Tod über unser Volk, denn sie rauben ihm den Stolz. Alles kann ein Volk verlieren, seinen Reichtum und seine Gewohnheiten, auch viele seiner Menschen, doch eines darf es nie aufgeben: seine Würde. Doch die Langbüchsen haben es sich zur Aufgabe gemacht, sie uns zu nehmen, denn sie verachten unser Leben, unsere Freiheit und unsere Götter.« Der Kazikensohn hatte seinen Kopf stolz erhoben.

»Sind das die Männer, die dort unten die Tiere töten?«, fragte Micha und wies mit dem Arm in das Tal. Cocomachai nickte traurig.

»Ja, sie töten so wahllos, weil sie keine Achtung vor dem Leben haben. Doch so wenig sie alles Lebendige schonen, so wenig schonen sie uns. Sie können nicht verstehen, dass alles eine Bestimmung hat. Viracocha gibt allen seinen Schöpfungen eine wahre Bestimmung, doch die Langbüchsen scheuen sich nicht, ihn zu beleidigen, indem sie sich selbst zu Göttern aufspielen.«

Inzwischen hatte sich Cocomachai den beiden soweit genähert, dass er sie mit seiner Hand hätte berühren können, doch eine gewisse Vorsicht war immer noch nicht von ihm gewichen. Die beiden waren Fremde, deren Wesen er nicht ausmachen konnte. Deshalb behielt er den matten Glanz des Misstrauens in seinen Augen, als er sich mit einer einladenden Geste auf den Boden setzte.

Xarabu und Micha ließen sich neben Cocomachai nieder.

»Woher kommt ihr?«, fragte er.

Xarabu überlegt kurz und schüttelte dann den Kopf.

»Du würdest uns nicht glauben, wenn ich es dir sagte.«

»Wer sagt das?«, fragte der Kazikensohn erstaunt.

»Nun, es klingt einfach unglaublich, so dass der, der das nicht selbst erlebt hat, was uns widerfahren ist, es für nicht möglich halten kann.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Cocomachai achselzuckend und fuhr dann fort: »Wenn etwas ist, wie es ist, dann ist es doch gleich, ob ich das glaube oder nicht. Wer bin ich anzunehmen, etwas ist nicht, weil ich es nicht glauben kann? Also erzähle!«

Micha zuckte mit den Achseln. Eigentlich hatte ihr Gegenüber doch Recht. Sie konnte ihm alles erzählen. Wenn er ihnen nicht glaubte, dann war es egal und wenn er ihnen doch glaubte, konnte er ihnen ja vielleicht sogar weiterhelfen. Er verstand nicht, warum Xarabu nach wie vor zögerte.

»Wir reisen in der Zeit«, sagte Micha und störte sich überhaupt nicht an einem bösen Blick des Alten.

»Ihr reist in der Zeit?«, fragte Cocomachai wie zur Bestätigung, doch sein Gesicht verriet keinen Ausdruck von Ungläubigkeit. Xarabu nickte. Er legte die Hand auf Michas Schulter.

»Der Junge hat Recht. Wir kommen aus der Zukunft und sind durch Zufall in eurer Zeit gelandet.«

»Das geschieht häufig«, sagte der Kazikensohn. Nun waren die beiden an der Reihe, erstaunt zu schauen.

»Kennst du denn noch mehr, von denen du weißt, dass sie in der Zeit reisen?«

»Viele«, antwortete Cocomachai, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt.

»Woher kommen diese Reisenden?«, fragte Xarabu.

»Wo ihr auch herkommt«, gab der Inka kopfschüttelnd zurück. »Sie halten sich nur kurz auf und verschwinden dann in einer Zeit, die vor uns liegt. So wie ihr es sicher auch machen wollt.«

Micha lächelte gequält.

»Eigentlich wollten wir ja wieder zurück in die Zukunft. Doch wir wissen nicht, wie wir das anstellen sollen.«

Cocomachai sah die beiden an, als hätten sie nicht alle Sinne beieinander.

»Was seid ihr für merkwürdige Reisende. Ihr verlasst eure Heimat, ohne zu wissen, wie ihr zurückkehren könnt? So etwas Dummes habe ich noch nie gehört.« Er lachte, als hätten die beiden einen hervorragenden Witz gemacht.

Xarabu und Micha sahen sich an. Sie kamen sich tatsächlich etwas dumm vor. Denn ganz Unrecht hatte der Kazikensohn ja nicht, auch wenn er von den Umständen ihrer etwas hastigen Abreise nichts wissen konnte. Doch dann wurde Cocomachai wieder ernst.

»Da habt ihr ernste Schwierigkeiten, bei denen ich euch leider nicht helfen kann«, sagte er. Als er das enttäuschte Gesicht des Jungen sah, fuhr er schnell fort: »Aber ich kenne einen Mann, der an einem geheimnisvollen Ort in den Bergen wohnt und der alles über die Zeit weiß, die Viracocha geschaffen hat.«

Xarabu horchte auf. Das war zumindest ein Ansatz, mit dem sie etwas anfangen konnten.

»Wie weit ist es bis zu diesem Mann?«

»Er wohnt etwa zehn Tagesreisen von hier in einem Ort namens Machu Picchu. Der Weg ist beschwerlich, auch drohen nicht wenige Gefahren, seitdem die Fremden die Gegend unsicher machen. Aber ich könnte euch führen, wenn ihr mir eine Bedingung erfüllt«, schlug Cocomachai vor.

»Welche?«, fragte Xarabu misstrauisch.

»Ihr müsst mir verraten, wie man in die Zeit reist«, antwortete der Inka. Der Alte blies durch die Lippen. Das würde ein hartes Stück Arbeit bedeuten, denn er konnte sich nicht vorstellen, dass der junge Mann etwas mit seiner Zeitmaschine anzufangen wusste. Doch er stimmte zu, denn er sah nicht viele Möglichkeiten, wie sie sonst zurück in ihre Gegenwart kommen konnten.

Noch in der selben Stunde brachen die drei auf, um sich auf den beschwerlichen Weg in Richtung der schneebedeckten Berge zu machen. Cocomachai hatte sich einen Beutel mit Essbarem umgehängt. In diesen hatte er mehrere Maiskolben, die er Höhlenkörner nannte, und ein wenig getrocknetes Wildschweinfleisch gesteckt. Doch so sehr sich auch Michas Magen vor Hunger verkrampfte und entsprechend gierig der Junge auf den Beutel starrte, Cocomachai ließ sich nicht erweichen, auch nur ein Maiskorn herauszugeben.

Schweigend stapften sie über holprige Wege, die meist nur schwer ihre Führung erkennen ließen. Doch der Sohn des Kaziken schien sich seiner Sache sicher, denn er unterbrach nicht ein einziges Mal den lautlosen Marsch, um sich zu orientieren. Auch Xarabu schwieg. Micha glaubte in den Augen des Alten so etwas wie ein Leuchten zu erkennen. Überhaupt kam ihm der alte Mann viel jünger vor, als er ihn aus ihrer wirklichen Gegenwart in Erinnerung hatte. Die Haut hatte eine lebendige Farbe und die Furchen in dem ansonsten so hässlichen Gesicht schienen geglättet. Um Xarabus Mund hatte sich ein Zug von Entschlossenheit gelegt, den man üblicherweise nicht gerade bei Menschen findet, denen das Leben nur noch wenige Jahre gönnt. Nein, diesem Mann, den Micha immer als unendlich alt angesehen hatte, war die Kraft und Neugier eines Forschers ins Gesicht geschrieben, eine Kraft, die selbst beschwerlichste Hürden meistern ließ. Die Art, wie der Alte seine Schritte setzte, der Schwung seiner Arme und wie er seine Fäuste ballte, zeigte einen unbeugsamen Willen, auch wenn er selbst noch nicht so genau wusste, wo er sie hinführen würde. Micha spürte mit einem Mal, wie die ständig in ihm wühlende Angst vor dem Ungewissen dem Vertrauen in das, was Xarabu tat, wich. Er wurde mit jedem Schritt, den sie setzten, sicherer.

Gegen Abend erreichten sie ein Felsplateau, von dem aus sie einen weiten Blick hinauf in die Wolken verhangenen

Berge hatten. Cocomachai ließ sich nieder, öffnete seinen Tragebeutel und gab jedem seiner Begleiter einen Maiskolben. Während Xarabu langsam und genussvoll Korn für Korn von seinem Kolben nagte, biss Micha gierig in die Frucht und spürte, als er sein schnelles Mahl beendet hatte, dass der Hunger jetzt erst recht in seinem Bauch zu wühlen begann. Cocomachai sah ihm lächelnd zu.

»Die Ungeduld ist die kleine Schwester der Gier«, sagte er und wies auf den blank genagten Maiskolben in Michas Hand. »Die beiden kommen aus schlechtem Hause und ihre Erziehung ist entsprechend. Ungehobelt wie sie sind, spucken sie nach den anderen Kindern in ihrer Straße, die Beständigkeit, Treue und Willen heißen. Doch die werden im Leben ihren Weg machen, denn ihre Mutter, die Tugend, hat ihnen alles gegeben, was man dazu braucht.«

Xarabu hob seine Augenbrauen und lächelte ebenfalls.

»Du musst mit dem auskommen, was dir zusteht«, ergänzte er. »Ich schätze, dass Cocomachai nicht soviel dabei hat, einen so gefräßigen Begleiter zu ernähren.«

Micha warf trotzig die Lippen auf. Sein Magen knurrte zwar fürchterlich, doch er schwieg, denn er hatte verstanden, dass sie mit ihrem wenigen Essbaren noch eine ganze Zeit auskommen mussten. Er legte sich auf den Rücken und schloss die Augen. Vielleicht gelang es ihm, ein wenig zu schlafen. Der Marsch zu diesem geheimnisvollen Ort in den Bergen deutete sich bereits jetzt als recht beschwerliches Unternehmen an. Während er vor sich hindämmerte, vernahm er dumpf die Stimme Xarabus, der dem geduldig zuhörenden Inka die Geschichte ihrer seltsamen Reise erzählte.

Am nächsten Morgen brachen sie in aller Frühe auf und machten sich an den Anstieg hinauf in die Berge. Xarabu erzählte dem Jungen, dass sie die ‚Anden‘ genannt wurden. Während ihnen am Tage die Hitze zu schaffen machte, fro-

ren sie in der Nacht auf das Erbärmlichste, denn die Natur nahm keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der kleinen Menschen.

Nach zwei Tagen sahen sie in der Ferne erste Häuser einer größeren Stadt, die sich auf einer mit Höhenzügen versehenen Landschaft vor ihnen befand. Der Kazikensohn blieb stehen und wies mit dem Arm in Richtung der Gebäude.

»Dies ist Cuzco, die Stadt des Sohns der Sonne. Doch wir werden sie meiden, denn dort haben nun die Fremdlinge das Sagen.«

Xarabu ließ seinen Blick über die eigenartig angeordneten Häuserzeilen schweifen und fragte: »Was ist das für eine merkwürdige Ruine dort auf dem mit Mauern umgebenen Hügel?«

»Das war einmal der Sonnentempel des großen Inka. Die Fremdlinge haben ihn zerstört, um dort eines ihrer Gotteshäuser zu errichten«, antwortete Cocomachai und starrte dabei mit einem seltsam verlorenen Blick auf die Stadt. Dann forderte er die beiden mit einem Wink auf, mit ihm den Marsch fortzusetzen.

Sie umgingen die Stadt im weiten Bogen, so dass sie sicher sein konnten, von umherstreifenden spanischen Reitern oder den ihnen ergebenen Indios unbehelligt gelassen zu werden. Dennoch beunruhigte den Kazikensohn irgendetwas. Xarabu spürte es, aber erhielt keine Antwort, als er Cocomachai darauf ansprach.

Nach einer weiteren Tagesreise erreichten sie die kleine Stadt Pisac, die sich mit ihren aus Andesitsteinen errichteten Gebäuden an terrassenförmige Felsen anschmiegte. Auch diese versuchten die drei Reisenden zu umgehen. Doch als sie einen schmalen Gebirgspfad hinaufkletterten, sahen sie sich plötzlich drei ärmlich gekleideten Gestalten gegenüber, die sie offensichtlich schon seit längerem beobachtet hatten. Ihr Aussehen verriet, dass sie Einheimische waren. Als sich Cocomachai ihnen vorsichtig näherte, trat eine der Gestal-

ten vor und fragte: »Wer seid ihr, Fremde?«

Der Kazikensohn musterte den Fragesteller lange. Als er schließlich fühlte, dass keine Gefahr zu bestehen schien, gab er zur Antwort: »Ich bin Cocomachai Huallpa, der Sohn des Kaziken Tupac. Und dies hier sind Freunde, die mich auf meinem Weg nach Machu Picchu, der geheimnisvollen Stadt, begleiten.«

Ein Leuchten trat in die Augen des Angesprochenen, dann verneigte er sich tief vor dem Sohn des Kaziken. Es schien, als zeigten sich auch die anderen beiden Gestalten, ein älterer und ein jüngerer Mann, äußerst erleichtert, denn sie kamen schnell näher und verneigten sich ebenfalls.

»Und wer seid ihr?«, fragte nun Cocomachai seinerseits, während sich Micha und der Alte nach wie vor im Hintergrund hielten. Ihnen war die ganze Geschichte immer noch nicht geheuer.

»Mein Name ist Manacai«, antwortete einer der Angesprochenen, dann stellte er seine Begleiter vor: »Dies ist Manai Huascar und sein Sohn Tobacuhama. Wir sind vor zwei Tagen aus unserer Heimatstadt Cuzco geflohen. Dort wüten die Fremden, weil sie sich durch den großen Inka hintergangen fühlen und fallen über jeden her, der sich ihnen in den Weg stellt. Wir marschieren ebenfalls in Richtung der geheimnisvollen Stadt und würden uns euch gerne anschließen, wenn es euch genehm ist.«

Ein wenig überlegte der Kazikensohn, dann nickte er. Mit kurzen Worten stellte er Micha und Xarabu vor, mahnte dann aber zu einem schnellen Aufbruch, weil er die nächste Ansiedlung, die er Ollantaytambo nannte, in zwei Tagesmärschen erreichen wollte.

Der Weg weiter hinauf ins Gebirge wurde immer beschwerlicher. Micha hatte Schwierigkeiten, in der dünnen Luft des Hochlandes genügend Sauerstoff aufzunehmen, um die Anstrengungen zu bestehen. Während ihm Xara-

bu immer wieder sorgenvolle Blicke zuwarf, kämpfte sich der Junge Schritt für Schritt vorwärts. Er hatte sich ein wenig mit Tobacuhamas, der gerade drei Jahre älter als er war, angefreundet. Während ihrer Rastaufenthalte unterhielten sich die beiden angeregt. Dabei erfuhr Micha vieles über das Land und die Menschen, die darin lebten.

Tobacuhamas sprach mit großer Achtung von all den Lebewesen und Dingen, die sie umgaben. Als Micha einmal fragte, was denn an einem Stein, den sie betrachteten, so besonderes sei, da blickte ihn sein neuer Freund mit erstaunten Augen an. Ob er denn nicht wisse, dass alle Menschen, Tiere, Pflanzen, ja alle Dinge auf dieser Erde eine Seele haben, wurde Micha gefragt. Als dieser nur mit den Schultern zuckte, sah ihn Tobacuhamas fast ein wenig mitleidig an. Er schüttelte lächelnd den Kopf und fragte: »Aber wie will man denn gut sein, wenn man nicht um die Seele alles Geschaffenen weiß?«

Obwohl Micha darauf keine Antwort wusste, hatte er dennoch das Gefühl, dass ihn Tobacuhamas sehr ernst nahm. Der hörte stets mit großer Ausdauer zu, wenn Micha etwas von sich erzählte.

Am zweiten Tag ihrer gemeinsamen Reise mit den Inkas aus Cuzco sahen sie in der Ferne inmitten des Gebirgsmassivs den Ort, den Cocomachai als Ollantaytambo bezeichnet hatte. Die Inkas berieten sich kurz, kamen dann aber zu dem Schluss, dass sie so weit oben in den Bergen sicher keine Spanier antreffen würden. Sie entschieden darum, den Ort nicht zu meiden. Doch dies war nicht der einzige Fehler, der den Tag bestimmen sollte.

Als sie sich der Stadt auf nur wenige hundert Schritte genähert hatten, sahen sie sich plötzlich wie von Geisterhand von einer Horde bewaffneter Männer umringt. Ihr Aussehen, die Bekleidung und Ausrüstung wies sie sofort als Fremde aus. Es konnten nur spanische Soldaten sein.

Sie hatten einen engen Kreis um die sechs Ankömmlinge gebildet und richteten die metallenen Spitzen ihrer Hellebarden auf die hilflos Dastehenden. Finstere Blicke musterten erst die Inkas, dann Xarabu und Micha.

Es dauerte nicht lange, da öffnete sich der Kreis und ein kräftiger Spanier mit einem kohlrabenschwarzen Vollbart und wilden Augen kam auf sie zu.

»Was treibt euch Pack in diese Gegend?«, fragte er mit schneidender Stimme.

Die Inkas schwiegen ängstlich und duckten sich. Auch Cocomachai traute sich nicht, ein Wort zu sagen, so gut kannte er inzwischen die Fremden und die Gefahr, die von ihnen ausging. Xarabu nahm Micha an die Hand und trat mutig einen Schritt vor.

»Wir sind harmlose Reisende auf den Weg in die Berge und bitten um Durchlass«, sagte er und sah dabei aus, als könne er kein Wasserlein trüben.

»Harmlose Reisende? Was du nicht sagst, Fremder. Hier gibt es nichts Harmloses. Hier gibt es nur Wegelagerer, Diebe und Mörder«, erwiderte der Spanier, der offensichtlich der Führer der Gruppe Soldaten zu sein schien. Er musterte mit scharfem Blick erst Xarabu, dann den Jungen an dessen Seite und fuhr fort: »Ihr beiden seid nicht von hier. Ihr seht aus wie Europäer. Was um alles in der Welt habt ihr mit diesem Pack zu schaffen?«

Ehe noch der Alte antworten konnte, drängte sich Micha vor und rief: »Die sind kein Pack. Das sind unsere Freunde.«

Xarabu knuffte seinen kleinen Freund leicht in die Seite, um ihn daran zu hindern weiter zu reden. Schallendes Lachen des Spaniers war die Antwort. Doch dann verzog er die Mundwinkel zu einem hässlichen Grinsen.

»Freunde? Dummes Zeug. Die hat man nicht als Freunde. Für euch beiden wird es das beste sein, wenn ihr schleunigst das Weite sucht!«, schrie er drohend und fügte dann gefährlich leise hinzu: »ehe ich es mir anders überlege.«

Dann gab er seinen Soldaten einen kurzen Wink und befahl: »Werft das Pack in die Schlucht hinunter. Tote können nicht Wege lagern, rauben oder morden. Also weg mit ihnen.«

Der Spanier drehte sich um, als hätte er soeben eine Einladung zum Mittagessen erteilt und verschwand wortlos in Richtung der Stadt.

Fassungslos mussten Xarabu und Micha mit ansehen, wie tatsächlich einige Soldaten langsam auf sie zukamen. Die Muskeln des kräftigen Kazikensohns spannten sich zum Kampf, denn er war kein Mensch, der sich kampflos seinem Schicksal ergab. Doch die anderen drei klammerten sich nur ängstlich aneinander und warteten zitternd auf das, was kommen würde.

Micha sah, wie einer der Soldaten seine schwere Pranke auf die Schulter Tobacuhamas legte und den Jungen mit kräftigem Griff hinter sich herziehen wollte. Tränen rollten dem Inkajungen über die Wangen. Micha riss sich von Xarabus Hand los und rannte, noch ehe der Alte reagieren konnte, dem Soldaten, der Tobacuhamas abführte, hinterher.

»Nein, das dürfen sie nicht!«, schrie er wütend und trommelte dem Mann mit seinen kleinen Fäusten auf den gepanzerten Rücken. Dieser wirbelte herum und starrte ihn wütend an.

»Bastard!«, knurrte der Soldat und hob seine Hellebarde, die er in der Linken trug. Mit schreckgeweiteten Augen starrte der Junge in das tödlich blinkende Metall. Er hörte wie aus weiter Ferne seinen Namen, ein einziger langer Schrei. Dann spürte er einen heftigen Schlag in der Seite und stürzte. Noch im Fallen sah er, wie die Hellebarde dicht an seiner Schulter vorbei nach vorne schnellte, und sich in den Körper desjenigen, der ihn umgestoßen hatte, bohrte.

»Xarabu!«, wimmerte der Junge. Dann sah er seinen Freund nach hinten fallen und mit einem lauten Stöhnen in den Staub sinken. Fassungslos starrte Micha auf den re-

gungslosen Körper des alten Mannes. Dann drehte er sich um und schaute in das Gesicht des Soldaten. Doch der tat so, als würde ihn die ganze Sache nicht im Mindesten interessieren. Zu seiner Verwunderung bemerkte der Junge, dass auch die anderen Beteiligten wirkten, als hätten sie den schrecklichen Vorfall nicht mitbekommen. Es schien, als bewegten sich die spanischen Soldaten, Cocomachai und die Inkas aus Cuzco weit weg auf einer nicht vorhandenen Leinwand, während Xarabu direkt neben dem Jungen im Staub lag. Micha spürte, wie sich seine Augen mit Tränen füllten, als er sich schluchzend seinem Freund zuwandte.

Doch Xarabu war weg! Er lag nicht mehr dort, wo er noch wenige Sekunden zuvor zu Boden gegangen war. Micha rieb sich die Augen und sah sich um. Doch so sehr er seine Blicke auch umherirren ließ, Xarabu blieb verschwunden.

